Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 9

Artikel: Auf den Spuren der Konkuistadoren

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636062

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Steilwand beim Aufflieg der Bahn zum Palmirapaß.

Auf den Spuren der Konkuiftadoren.

Nachdem die goldwütigen Spanier unter der Leitung des Francesco Pizarro im Jahre 1532 das alte Inca-Reich der Peruaner durch Betrug, Arglift und Meuchelmord erobert hatten, trennten sich der jüngere Bruder Gonsalo Pizarro und Francesco Orellana ums Jahr 1539 zu neuer abenteuerlicher Fahrt von ihren Genossen ab. Sie wollten die hohen Rücken der südlichen Kordillieren übersteigen und hofften, jenseits auf neue Goldländer zu stoßen und ein noch unbekanntes und unberührtes El Dorado aufzufinden.

Als Orellana seinen Mitführer im Urwald verlor und mit seiner kleinen Schar von Weißen und der Unmenge indianischer Diener (Stlaven) unter äußersten Mühsalen sich einen Weg bis an den östlichen Bergfuß gebahnt, hatte niemand mehr Lust, ihn noch einmal in entgegengesetzter Rich= tung zu gehen. Zu viele Leute waren unterwegs in schlam= migen Schluchten umgefommen, in Abgrunde gestürzt, der Rälte erlegen, an Seuchen gestorben. Auf Flößen und primitiven Barken ging es auf unbekannten Flugläufen stromabwärts, und schließlich landete man an der Mündung des Amazonas. Die erste Ueberquerung des südamerikanischen Kontinents war geschehen, und was wir heute den fühnen Spaniern und Portugiesen mit Hochachtung anrechnen, das sind nicht die Goldschwemmen, die sie auf Segelschiffe verfrachtet in ihre Heimatländer hinüberschickten, vielmehr ihre Entdederluft, ihren übermenschlichen Mut und ihre Bähigkeit, mit der sie ihre Fahrten durchführten.

Noch heute bedeutet die Reise, welche diese Konquistadoren vor bald 400 Jahren unternommen haben, ein gewaltiges Wagnis, ein Spiel auf Tod und Leben. Denn die Wege sind noch keineswegs bester als damals — im Gegenteil: sie sind noch viel verödeter und gefährlicher. Denn unter der Fuchtel der beutegierigen Weißen, welche die Ureinwohner mit der christlichen Religion beglückten, aber viel mehr noch mit Stlaverei, Feuerwasser und anstedenden Krankheiten (Blatern, Pest, Sphilis), starben ehemalige Kulturstätten und Dörfer aus, ganze Stämme wurden ausgerottet, die Wohnstätten dem Erdboden gleich gemacht, und die Pfade und Brücken der wilden Bevölsterung zerfielen und verwahrlosten.

Ein Zürcher Forscher, Dr. Seinrich Sinter = mann, ist den Spuren der ersten Durchquerer vom Dt-

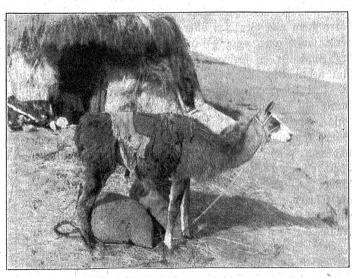
tober 1924 bis Mai 1925 ganz allein, b. h. ohne einen anderen we hen Kasmeraden und nur mit Hilje einiger indianischer Führer und Träger, nachsgegangen. Eben kam sein Reisebericht "Im Reich des Sonnengotstes" mit 100 Abbildungen geschmückt in einem hübschen Leinenbande bei Müller, Werder & Co. in Züsrich aus der Bresse.

Er kam von einer Reise ins Herz des brasilianischen Reiches, dem Watto grosso, her, wo er an den Xingu-Ufern unbekannte, noch gänzlich wild und nacht lebende Indianerstämme besucht und studiert hatte. *)

Durch den Banamakanal reiste er, nachdem er lange Zeit in einem Spital in Rio de Janeiro gelegen und sich vom Malaria-Fieber und einer schweren Mittelohrentzündung, die er auf seiner Fahrk aufgelesen, erholt hatte, nach Guanaquil an der ecuadorianischen Küste. Mit einer primitiven Eisenbahn, deren Wagendack, Roppeln und Locomotivtender

mit Reisenden überfüllt waren, und die auf schlechten Geleisen und Geleisbetten im Zidzackgange an schwindelnden Abstürzen entlang die auf eine Meereshöhe von zirka 3000 Metern emporklimmt, gelangte er die Riodamba und Quito. Hier wurden die beiden noch tätigen Vulkane Tunguragua und Chimborazzo erstiegen und das Leben der Hochlandindianer kennen gelernt. Ueber sie ist "der Besthauch der Pseudozivilisation" gegangen, und sie leben elender als die Tiere. Denn, obschon die Sklaverei aufgehoben worden ist, besteht sie in einer verkappten Form weiter. Das Land gehört Großgrundbesitzern. Um zu Fuß in einer geraden Linie eines dieser Besitzümer auf ebennem und gutem Wege zu durchschreiten, braucht man els Marschstuden — ohne Bausen gerechnet — das gibt einen Begriffüber die Ausdehnung eines solchen Gutes. Dieses ist in sogenannte Hacien dieser in Bearbeitung, genannt Huas pingo. Darunter ist ein Blatzbegriffen, worin meist eine Erdhütte steht, und der außerdem einen Kartosselader, einen

*) Siehe darüber: Dr. H. Hiermann "Unter Indianern und Riesenschlangen", mit 95 Abbildungen. Berlag Grethlein, Zürich 1926.



Cama beim Aufstieg zum Chimborazzo.

Gerstenader und eine Wiese enthält. Der Indianer fann ein paar Sühner, einige Schafe, seltener Rube, Ochsen und Lamas züchten. Für die Benutzung dieses Landstückes ist der Eingeborene verpflichtet, sechs Tage in der Woche zum Taglohn von 20 Centavos für die Herrschaft zu arbeiten, der der Landbesitz gehört. Die Bebauung des "eigenen" Landes muß er deshalb seiner Frau und seinen Rindern überlassen. Was er aber an Kleidern und Geräten braucht, das fann er mit seinem geringen Lohne, den er überhaupt nicht ausbezahlt bekommt, niemals kaufen - er nimmt die Dinge beim Grundbesiter auf Rredit. Dadurch gerät er in ein lebenslängliches Abhängigkeitsverhältnis. Stirbt er, so geht seine Schuld auf seine Angehörigen und Nachkommen über. Will er in eine andere Besitzung flüchten, so muß er die Erfahrung machen, daß es ihm dort nicht besser ergeht als an seinem alten Blate, ja, die Serren halten zusammen und liefern einander die Flüchtigen aus. Inzwischen ist die Schuld nur gewachsen (weil während der Flucht nicht die pflichtmäßige Arbeit ausgeführt worden ist), und der arme Teufel stedt noch enger in der Schlinge als zuvor. Con= ciertos nennt man solche "befreite" Sklaven, und fein Tierschutverein legt sich für ihr Schidsal ins Mittel, stumpfsinnig ertragen sie es mit dumpfer Resignation wehren können sie sich nicht, die Machthaber besitzen die Waffen. Sie hoffen auf ein schöneres Dasein nach dem Tode, von dem ihnen von weißen Prieftern das Blaue vom Simmel versprochen wird. Inzwischen vollbringen sie ihre Frohndienste, effen Mais und fauen die Blätter der Rokapflanze, was ihnen Gleichmut, Ausdauer zum Ertragen außergewöhn= licher Strapazen gibt und das Bedürfnisnach Trinken und Essen stark herabmindert. (In Europa wurden die Wirfungen des Giftes in der Rotapflanze - das Cocain zuerst von Sigmund Freud für arzneiliche Zwede fest= gestellt.)

Interessant ist eine heidnische Sintflutüberlieferung, die noch heute von den Indos erzählt wird:

"Der erfte Mensch, mit Namen Bacha, besaß drei Göhne. Diese waren sehr friegerisch, und da sie mit niemand kämpfen tonnten, griffen sie die Riesenschlange an und durchbohrten lie mit Pfeilen. Um sich dafür zu rächen, spie die Riesen= lhlange fortgesett so viel Wasser aus ihrem Mund, daß allmählig die ganze Erde davon überschwemmt wurde. Um dieser Sintflut zu entgehen, bauten Bacha und seine Sohne auf dem Gipfel des Bulkan Bichincha ein Saus, in dem lie eine Menge Tiere und Lebensmittel unterbrachten. Nach vielen Tagen ließ Bacha einen Ullaganga, d. h. einen raben= ähnlichen Bogel fliegen. Allein, die Eingeschlossenen warteten umsonst auf deffen Wiederkehr, denn der Allaganga fand reichlich Rahrung in den Radavern der durch die Gintflut umgekommenen Tiere. Bacha ließ nun einen zweiten Bogel fliegen, der mit einem grünen Zweige im Schnabel zurudfehrte. Hierauf stiegen alle Bewohner in die Ebene von Quito hinunter, von wo sie allmählich die umgebenden Brovinzen bevölkerten."

Fast in allen Mythen kommt die Riesenschlange vor, die sich selber verlängern kann, eine Tonsur auf dem Kopfe trägt und deren Anblick schon lebensgefährlich ist.

Einige Stämme der Hochlandindianer begraben ihre Toten in einem Gelaß unter dessen ehemaligen Hause, indem lie ihm Nahrungsmittel mitgeben, und aus Angst vor der Wiederkehr das Haus für längere Zeit meiden.

Andere begrub man in Sockerstellung in einem Erdhügel. Ein Bambusrohr führte vom Munde der Leiche bis über die Erde. Dort mußte von Zeit zu Zeit Maisbier, Chicha genannt, heruntergegossen werden.

Ueber die Entstehung der ersten Menschen laufen intersessante Erzählungen um: Der Tungaraguaberg gilt als weibsliche, der Chimborasso als männliche Gottheit. Die beiden



Straßenszene in Quito.

pflegten Geschlechtsverkehr und daraus entstanden die Mensichenkinder.

Gewisse Büge vom früheren Totemismus sind auch übriggeblieben. So in einer anderen Sintflutsage: "Bor undenklichen Zeiten wurde das ganze Land von einer großen Sintflut heimgesucht, in der alle Menschen umkamen bis auf zwei Brüder, die sich auf dem Berg Huacannan zu retten vermochten. Als die Wasser sich verliefen, bauten sich die beiden eine Hütte und lebten äußerst färglich von Gras und Wurzeln, die sie in der Umgebung fanden. Aber eines Tages, als sie hungrig in ihre Behausung zurudtehrten, fanden sie darin Lebensmittel und Chicha im Ueberfluß. Dieses Wunder wiederholte sich etwa zehn bis zwölf Tage lang. Um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, gruben nun die beiden in einer finfteren Ede der Sutte ein Loch in den Boden, und einer von ihnen verstedte sich darin. Allein geblieben, sah er bald zwei Huacamanos (Araraspapageien) hereinkommen, die sich in zwei hübsche Mädchen verwandelten, welche sogleich das Essen zu bereiten begannen. Als jedoch der junge Mann aus seinem Bersted heraustrat und die beiden Mädchen höflich anredete, entflohen sie sogleich, nachdem sie sich vorher wieder in Araras verwandelt hatten. Als der Bruder des Zurud= gebliebenen heimkehrte, verspottete er diesen, und beide beschlossen, fünftig gemeinsam aufzupassen. Nach drei Tagen erschienen die Mädchen wieder. Die beiden Männer fturgten aus ihrem Berfted hervor, schlossen die Ture der Butte, und bevor noch die Ueberraschten Zeit hatten, sich in Araras zurudzuverwandeln, umarmten sie sie und suchten sie durch allerlei Zärtlichkeiten zu beruhigen. Die Mädchen erzählten hierauf, daß sie von dem Gotte Ticci-vira-cocha ausgesandt worden seien, um die beiden aus der Sintflut Geretteten vor dem Sungertode zu bewahren. Das Ende der Geschichte besteht darin, daß sich die beiden Bruder mit den Mädchen verheirateten und von diesem doppelten Baare stammen bie Canaris (Indianerstamm) ab. Infolgedessen galt der Hua-cannan bei den Canaris als heiliger Berg, und die Araras gehörten zu ihren Sauptgottheiten. An ihren Festen schmudten sie sich mit Ararasfedern und verehrten Götterbilder, die Huacamanos darstellten."

Eigenartig waren auch die Gebräuche bei der Brautwerbung. Der Jüngling machte sich mit Speisen und Getränken und einer Matte als Ruhelager vor das Haus seiner Auserkorenen und hielt dort eine lange Rede, die eigentlich an die Schwiegereltern gerichtet war. War die Werbung genehm, so führten die Schwiegereltern ihre Tochter an der Hand dem Bräutigam zu, wobei sich diese sittegemäß zu kträuben hatte. War jedoch die Werbung nicht genehm, so wurde der junge Mann arg verprügelt. Nach der Hochzeitsnacht mußte die junge Frau sich die Saare abschneiden (dieser Brauch besteht auch bei den Ostjuden Europas icon lange bevor die Bubifopfe in der Mode waren). (Schluß folgt.)

Der neue Saushalt.

Es geht unverkennbar ein neuer, fast revolutionärer Zug durch alles, was mit dem Leben der Frau irgendwie zusammenhängt. Auf allen Gebieten sind Umwälzungen im Gange, die sich teils äußerlich in Rleidung, Haartracht 2c., teils innerlich durch vermehrte geistige Interessen, durch regere Anteilnahme an allem, was das Leben bringt, durch Bordrängen in Berufe, die ihnen bisher verschlossen waren usw. zeigen. Zweifellos hat der Krieg da mit seinem Rütteln an allem Bestehenden mitgewirft, zweifellos brauchte es aber auch nur dieses gewaltsame Stoßen, um dem, was sich als naturnotwendige Entwicklung längst vorbereitet hatte, zum

Durchbruch zu verhelfen.

Die Entwicklung kam für viele Frauen nur zu rasch. Wohl waren längst die Rräfte in ihnen aufgewacht, wohl machten sie sich mit Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit ans Werk, aber es stellte sich riesengroß vor sie hin, sie waren ihm nicht gewachsen. Denn ein Großteil der Frauen lebt heute ein Doppelleben als Berufsfrau und Hausfrau, ein Großteil wiederum ift durch den Mangel an Silfsfraften zu einem geisttötenden, endlosen Kampf mit Staub und Schmutz, mit zerrissenen Kleidern und Strümpfen 2c. ver-urteilt. Die Frau ist nicht mehr Herrin, sondern Sklavin der Arbeit. In einer ganzen Reihe von Büchern und Borträgen ist schon ausführlich dargelegt worden, wie unhaltbar der jetige Zustand des vollkommenen Untergangs der Frau in erstidender Alltagsarbeit ist. Immer wieder wurde dieses Problem von weithlidenden Menschen in befriedigender Weise zu lösen gesucht, doch noch sind zu viele Begleit= umstände damit verankert, als daß von heute auf morgen eine durchgreifende Menderung zustande fame.

Wenn etwas die Frau aus dem jetigen, unbefriedigenden Zustand herausheben kann, so ist es der Ausbau



Abb. 1. Die Kuche mit zweckmäßiger Möbelftellung.

der Hausfrauenarbeit zum eigentlichen Beruf, von ihr selbst anerkannt und von andern als solcher gleichwertend mit andern Berufen eingeschätt.

"Unsere Wohnung ist zu einer so zwedmäßigen Arbeits-

stätte umzugestalten, unsere Arbeitsmethoden muffen so durchgebildet sein, daß die Arbeitstechnik des neuen Saushalts es der Frau ermöglicht, den Erfordernissen ihres gegen früher so völlig geänderten Lebens dennoch gerecht zu werden. So schreibt Frau Dr. Erna Mener, München, in ihrer neuen Auflage des wertvollen Buches: Der neue Saus halt (Franksche Berlagshandlung, Stuttgart). Sie weist die neuen Wege zur Umgestaltung, zum Sparen mit Rraft und Zeit, mit denen bisher die Frauen oft versichwenderisch umgingen, ohne sich dessen bewußt zu sein. Das Buch bedeutet das Ergebnis langjähriger Erfahrungen einer berufstätigen Sausfrau, aufmerkfamfter Beobachtung aller neuen Vorgange, und zielbewußten Schaffens zur Entlaftung der Hausfrau, zur Berbilligung und Bereinfachung der Sausführung, ohne dabei der Bekommlichkeit und Bequemlichkeit irgendwie Abbruch zu tun. Wir gestatten uns, ein Gebiet, und zwar die Rüche, aus diesem Buche speziell herauszugreifen, um den Leserinnen in einem furgen Abrif ein knappes Bild von dem zu geben, was Frau Dr. Mener bezwedt.

3wei oberste Leitsätze haben für die Einrichtung der

Rüche zu gelten:

1. Die Rüche enthalte nichts, was zur Er= füllung ihrer eigentlihen Bestimmung nicht

notwendig gebraucht wird.

2. Alles, was zwedmäßig in ihr seinen Blat findet, soll so angeordnet sein, daß der geringste Aufwand an Zeit und Rraft gur Benugung ber betreffenden Gegenstände aus= reicht.

Die Einrichtung der Rüche läßt sehr oft viel zu wunichen übrig. Sie war lange das Stieffind des Hauses, wurde dorthin plaziert, wo sich irgendwo und irgendwie noch ein Blat fand, der für ein Zimmer nicht paste. Rücksichten auf den täglich sich abspielenden Arbeitsgang wurden babei nicht genommen, wie hätte man sonst in ältern Säusern die Rüche überhaupt jenseits des Korridors, also auf der entgegengesetten Seite des Efzimmers, machen können, was tatfächlich noch heute in manchen Säusern besteht! Die Einrichtung der Rüche selbst hatte sich meist nach dem Ramin zu richten, dort wurde der Berd erstellt, gleich viel, ob die Ede dunkel oder hell war. (Meistens war sie dunkel.) In einer andern Ede, möglichst weit entfernt vom Serde, kam ber Schüttstein mit dem Wasserhahn, in einer dritten der Speiseschrank, in der vierten vielleicht der Tisch oder sonst

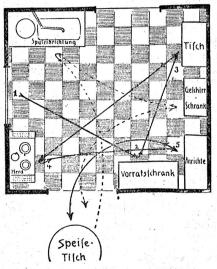


Abb. 2. Die Kache mit sinnwidriger Möbelftellung.

etwas. Frau Dr. Mener hat ausgerechnet, wie viel un= nüte Schritte bei einer solchen Einteilung die Frau zu machen hat, nur um das tägliche Essen und die dazu gehörenden Arbeiten zu besorgen. (Siehe Abbildungen 1 und 2.) So